

Steven Uhly: „Death Valley“

Kopfgeburten eines Fressopportunisten

Von Maximilian Mengerlinghaus

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 29.08.2025

Dieser Autor zertrümmert Komfortzonen: Steven Uhlys neuer Roman „Death Valley“ lässt die Mutter sterben, doch klassische Trauerarbeit liest sich anders. Ein ebenso unterhaltsames wie unbequemes Verwirrspiel.

Oft schon wurde sie beschworen und verdammt, die spiegelglatte Oberflächenästhetik der US-Amerikanischen Konsumkultur. Wer im Nachkriegswesten aufwuchs, dem ist sie ohnehin urvertraut. Entsprechend sieht Steven Uhly sich bestens gewappnet, als er am Washington National Airport aus dem Flieger steigt. Bis zum Anschlussjet nach Las Vegas hat Steven einige Stunden totzuschlagen; ausgehungert hockt er sich in den nächstbesten Kentucky Fried Chicken.

„Hier sitzen ganze Familien wie in einem Gourmetrestaurant beisammen und speisen. Umgeben von Plastik und Flachbildschirmen, auf denen Reklame und Football läuft. Untermalt von Countrymusik. Ein Ort zum Fürchten für jeden Europäer. Es gibt keinen doppelten Boden in Amerika, denke ich. Alles ist genau so, wie es aussieht. You get what you see.“

Also Gaumen zu und durch, selbst wenn einige Flugstunden später in Nevada der Frühstückskaffee zum Speien ist.

„Aber mir egal, mein kulinarischer Anspruch an dieses Land ist extrem niedrig, meine Schmerzgrenze sehr hoch. Ich bin ein Fressopportunist, passe mich fließend an, Gourmet in Paris, Müllschlucker in Las Vegas.“

Ein Wettrennen durch das Tal des Todes

Die Claims sind abgesteckt, daraus macht der Ich-Erzähler Steven Uhly im neuesten Roman des gleichnamigen Autors Steven Uhly von Beginn an keinen Hehl. „Death Valley“ heißt das Werk und sein Titel ist Programm: Bei einem Reitunfall im Ubehebe-Krater sind die Mutter des Erzählers und ihr Lebensgefährte Gerd zu Tode gestürzt. Ihre ungleichen Söhne Steven und Hans, beide zur Trauer nicht recht fähig, liefern sich daraufhin ein Wettrennen zum

Steven Uhly

Death Valley

Secession Verlag, Berlin

284 Seiten

22 Euro

Unglücksort. Das Erbe ist ungeklärt, vor allem aber will Steven dem plumpen Hans eins auswischen.

„Ich werde vor ihm im Death Valley ankommen, ich werde längst an den Särgen stehen und mit Ranger Verdonsky in ein ernstes Gespräch vertieft sein, mitten in der Wüste, im Hintergrund flimmert die Sonne, das Land ist weit, ich lehne lässig an meinem Pickup, wenn Gerds Sohn schwitzend angehetzt kommt wie ein Idiot, der zu spät dran ist. Die alte Wut gegen Hans' rechte Parolen kommt wieder hoch und formt sich zu Bildern in meinem Kopf. Kleiner dummer Hans. Wenn er bloß nicht so dick wäre, das macht mir Angst. Bei Dicken habe ich immer die geheime Furcht, sie könnten Anlauf nehmen und mich einfach umrennen. Ich sage mir dann, Keine Panik, Steven, du bist schlank und deshalb beweglicher, du weichst ihnen aus und sie rennen gegen einen Laternenpfahl. Aber so ganz glaube ich mir das nicht.“

„Die ihr hier eintretet, lasst alle Hoffnung fahren.“ So lautet der düstere Leitspruch, der in Dantes „Commedia“ über der Pforte zum Inferno prangt. Wenig optimistisch blickt auch Steven auf die unfreiwillige Reise zur toten Mutter; sein Trip erinnert an einen Abstieg in die Unterwelt. Trumps Vereinigte Staaten als Orkus, wo Besucher bei der Einlasskontrolle neben den notwendigen Dokumenten auch ihren letzten Rest menschlichen Anstand abgeben.

Sind die Gedanken frei?

Zumindest vermutet Steven, dass die negativen Vibes des Landes ihn schlagartig zum Schlechten verändern. Mehrfach betrügt er gut angesoffen seine hochschwängere Frau Claire, dazwischen rümpft er pausenlos die Nase über ‚die bekloppten Amis‘. Wofür Steven sich gedanklich dann kasteit, sobald die inneren Stimmen des guten Gewissens mahndend das Wort erheben. Etwa als die übertriebene Freundlichkeit am anderen Ende der Service-Hotline ihm überhaupt nicht in den Kram passt.

„Genau jetzt besteht die größte Gefahr, dass aus dem halbwegs gesellschaftsfähigen Steven der grantige Herr Uhly wird. Ich weiß das, ich kann es fühlen. Meine schnelle Eingreiftruppe aus hochgerüsteten Zensoren und Friedenspädagogen steht Gewehr bei Fuß, um mir notfalls reinzuträtschen.“

Steven ist gefangen im Hamsterrad der Selbstreflexion. Er weiß, dass er nicht denken sollte, was er nun einmal denkt. Aber warum eigentlich nicht? Weil es sich nicht gehört? Oder weil die Wirklichkeit doch komplexer ist als das Bild, das er sich von ihr macht? Die Angst gilt vor allem der öffentlichen Ordnung. Ein falsches Wort kann wirken wie ein Stein in eine Fensterscheibe. Wo aber die Oberfläche alles ist, darf kein Kratzer sie verunstalten. Deswegen spielt „Death Valley“ in den USA, wo die Rede frei ist, solange sie der herrschenden Meinung entspricht.

Lustvolles Verwirrspiel mit der Scham

Indem Steven Uhly den unsympathischen Protagonisten nach sich selbst benennt, unterläuft er bewusst den autobiographischen Pakt. Und stellt die Frage, was Lesern heutzutage noch zugemutet werden darf. Denn nehmen wir an, es besteht Deckungsgleichheit zwischen den Einstellungen der beiden Uhlys, dem Autor und seiner Figur, schließlich stimmen ihre biographischen Eckdaten überein. Dann kann man den einen für die Salonuntauglichkeit des

anderen prima an den Pranger stellen – immerhin kennen wir jetzt seine schmutzigen Gedanken. Zugleich kann der Schriftsteller sich hinter dem Feigenblatt der Fiktion verschanzen. Wer denkt hier was? Anhaltspunkte zur lupenreinen Auflösung gibt der Roman keine. In Abgrenzung zur populären Autofiktion französischer Prägung stiftet „Death Valley“ stattdessen sein eigenes Anti-Genre: die Autofaketion, ein lustvolles Verwirrspiel mit der Scham.

„Ich denke an Claire. Claire ist oft grundlos traurig. Ich fühle mich dann schuldig, weil ich glaube, dass es mit mir zu tun hat. Bin halt eine Kopfgeburt. Immer nach Gründen suchend. Immer die Verantwortung tragend für alles, was geschieht. Auch so funktioniert Narzissmus, denke ich.“

„Death Valley“ ist eine ebenso unterhaltsame wie unbequeme Lektüre, fernab jeder Komfortzone. Ein Roman, der durchaus Redundanzen hat, stellenweise unter der eigenen Thesenhaftigkeit leidet und auch mal übers Ziel hinausschießt, wie in Stiefbruder Hansens Pseudo-Sächsisch. Dann wieder legt er den Finger in die Wunde und salzt nach.